

(Nachdruck verboten.)

24] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Zu anderen Malen, wenn, nach versteckten Versuchen, nach vielem prüfenden Betasten und Untersuchen von Gegenständen, nach einer Reihe von Verbesserungen, welche die Idee bis dicht zu dem Punkte des Gelingens zu führen schienen, Gianni, der bis dahin aus einer Art von Skolletterie sein Geheimnis gewahrt hatte, sich bereits der Freude hingab, Nello von seiner Erfindung zu erzählen, ihre Details vor ihm zu entwickeln, und er bei der Zurechtlegung der letzten Kombinationen im Geist schon den Fiskus dicht gefüllt von einer Menge sah, die dem außergewöhnlichen Glanzstück seiner Reifung ihren Beifall jauchzte . . . dann plötzlich zwang ihn ein wützig Kleines, ein unsägliches Nichts, das ungeahnte Gaudbörndchen, welches das ganze Räderwerk einer neuen Maschine zu gehen verhindert, auf die Realisierung seines Traumes zu verzichten, den er seit Wochen gehegt, und der doch nur ein Traum war, das Blendwerk einer trügerischen Nacht.

Dann verfiel Gianni auf Tage hin in den düsteren, tiefen Trübsinn des Erfinders, der eine Idee, in deren liebevollem Gehären er Jahre gelebt, zu Grabe tragen muß; einen Trübsinn, von dem Gianni kein Wort des Schmerzes zu Nello zu äußern brauchte: der jüngere Bruder kannte ihn und kannte seinen Grund.

Die Brüder wohnten Rue des Acacias in den Ternes, diesem ärmlichen äußersten Ende von Paris, das sich in den ländlichen Teil des Reichbildes der Stadt verliert und mit ihm vermischt. Sie hatten den Mietkontrakt eines Schreiners übernommen, der auf dem Punkt stand, Bankrott zu machen. Das Logis des Schreiners bestand aus einem kleinen Separatshäuschen, das zu ebener Erde eine Küche und einen Raum zu allerlei Gerät, im ersten Stock zwei Zimmer und ein Kabinett umfaßte; mit zu der Wohnung gehörte ein großer Bretter-Holzbau, der ihm als Werkstätte gedient hatte und in welchem die Clowns sich jetzt einen Platz für ihre gymnastischen Übungen hergerichtet. Der Hof, der von der Straße durch ein hohes Staket geschieden, beide Baulichkeiten mit einander verband, diente den beiden Brüdern und einem Holzschneider gemeinschaftlich, welcher letzterer den größten Teil des Tages über im Freien arbeitete, dessen Werkstätte und dessen Schlafraum aber sich auf dem Dachboden des Holzbaues befand. Dieser Holzschneider, ein guter närrischer Alter mit den grünlichen, trübbedrückenden Augen einer schwermütigen Kröte und gleichsam nur einem Oberkörper ohne Beine, lieferte Künstlerzeichnungen in seinem Fach, indem er auf die lustigen Verzierungsformen des achtzehnten Jahrhunderts zurückgriff und sie nachbildete. Der verschrobene alte Dubrier der Ternes ließ die Passanten der Straße einen bewundernswürdigen kleinen Pavillon von Schnitzerei geschmücktem Gitterwerk, mitten auf dem Hofe als Probestück seiner Kunst ausgestellt, erblicken, einen Pavillon in Gestalt eines Tempels, mit Karies, Pilastern, Kapitälern, der ein Wunder der Gitterverarbeitung und Schnitzkunst war und an seinem Türgiebel ein Schild mit der Inschrift trug:

Lamour, Holzschneider für antikes Genre.

Musikpavillon, ausgeführt nach den berühmtesten Modellen. Vorzügliches Werk der Holzschneidkunst, passend zum Schmuckstück in einem modernen Park; abzulassen zum Einkaufspreis.

Das sehr unregelmäßige und mit den Spuren der verschiedenlichsten Ausnützung bedeckte Grundstück schloß in kleinen, einzelnen Häuschen, die in allen Ecken und Winkeln verstreut lagen, noch allerlei wunderliche Geschäftszweige in sich, und ganz am Ende desselben, wo ein von Gänzen, die tagsüber dort weideten, beinahe abgefressener kleiner Grasplatz die Grenze bildete, befand sich als leichtes Gebäude das Haus einer kleinen Wäckerin mit einem Zettel über der Tür des Kuhstalls und unterhalb eines Fensters mit weißen Vorhängen, auf welchem zu lesen stand:

„Zimmer für einen Kranken zu vermieten.“

Der Holzschneider, zufrieden, mit seinen neuen Hausgenossen keine Streitigkeiten wegen seines Pavillons zu haben, der beinahe vollständig den gemeinschaftlichen kleinen Hofraum für sich in Anspruch nahm, lebte in bestem Einvernehmen mit den beiden Clowns und gestattete ihnen bei Eintritt des Sommers, sich in dem Pavillon eine Art spanischer Band von Laubwerk herzustellen, um hinter derselben, vor den Blicken der Vorübergehenden geschützt, Geige zu spielen. Er selbst brachte aus den Unkrauthausen eines Gärtners in der Nachbarschaft eine prächtige Kollektion wilder Gewächse zusammen von der Art jener blattrreichen, mit freundlichen großen Blüten geschmückten Pflanzen, den armen, hübschen Hasenentosen, die heut unbeachtet bleiben, und die man so hübsch an Spalieren arrangiert in den Deckenmalereien des vorigen Jahrhunderts findet.

In diesem Pavillon, den durch Decke und Seitenwände vereint mit den Sonnenstrahlen der Flug der Schwalben und Sperlinge durchkreuzte, hinter der Wand von blühenden Malven, Binden und Rosen, saßen im Sommer und Herbst an schönen Tagen die beiden Brüder und spielten Geige. Doch war es in der Tat mehr ein Blaudern in Tönen, als ein Spiel, und dies klingende Blaudern zwischen ihnen war wie das Zwiesgespräch, in dem zwei Seelen zueinander reden. All jene raschen, verschiedenen und vielfachen Eindrücke der Stunde und des Augenblicks, die in das Innere eines Menschenwesens ihre Aufeinanderfolge von Licht und Schatten werfen wie der Wechsel von hellem Sonnenschein und vorüberziehenden Wolken am Himmel in die weite Ebene, all diese Eindrücke kündeten die Brüder einander in den Klängen ihrer Geigen. Es tönten in diesem bruchstückweisen Blaudern, bei welchem wechselsweise bald die Violine des einen, bald des anderen schwieg, die Träumerei des Aelteren in sanft verhallenden Melodien, und der muntere Scherz des Jüngeren in frohen, neckischen Weisen. Es folgten einander, je nachdem sie dem einen oder anderen entschlüpfte, dumpfer Schmerz in klagendem Piano und lustiges Lachen, das in einem Sprühregen heller, fröhlicher Töne erklang; Ungeduld, die sich in zornigem Dröhnen Bahn brach, und freundliche Befänstigung, das wie lauschiges Riesel der Quelle im weichen Moose tönte, heiteres Geplauder, das in springenden, perlenden Koloraturen schwante. Dann, nach etwa einer Stunde dieses musikalischen Dialogs, ergriff die Söhne Stephanidas plötzlich das zigeunerische Virtuosenstück, sie begannen gleichzeitig zu spielen, mit einer Verbe, einem Feuer, welches den Raum des Hofes von einer Musik erklingen machte, die den Holzschneider bei seiner Arbeit lauschend pausieren, das eingefallene Gesicht des Brustkranken über dem Kuhstall sich ihr unter Tränen lächelnd zuneigen ließ.

Gianni, der ein eifriger Leser war und den man zum Erstaunen seiner Kollegen nicht selten mit irgend einem alten Bande von Buch unter dem Arm in den Fiskus kommen sah, nahm zuweilen einen solchen alten Band mit sich hinab in den Musikpavillon: einen dicken Quartband in Pergamentdeckel mit zerstoßenen Ecken mit Wappenzierungen, die während der Revolution zerrissen worden waren, und Illustrationen, auf denen die Hand irgend eines Kindes unserer Tage moderne Pfeifen Persönlichkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in den Mund gezeichnet hatte. Aus diesem Buch, das auf seinem Titelblatt die Inschrift: „Drei Gespräche über die Uebung des Springens und Voltigierens. Von Arcangelo Tacaro. 1509.“ sowie die Mitteilung trug, daß König Karl IX „sich eifriglich jeglicher Art zu springen befleißiget und sich darin gütlich und wohlgeeignet erwiesen“, las Gianni seinem Bruder von den in altmodischer Schrift gedruckten Blättern die Stellen über die Betaauristen-Springer vor, deren griechischer Name sich von dem halbfliegenden Sprung der Hühner herschreibt, wenn sie zu dem Stall hinaufhüpfen, um sich zur Ruhe zu begeben; — die Stellen über die „Gaulerin“ Empuse, die mittels ihrer wunderbaren Körperbiegsamkeit alle erdenklichen Formen und Gestalten annehmen zu können schien.

Dann begannen die Brüder die Figuren und geometrischen Linien zu studieren, an denen das in der Luft Ueber-schlagen des Körpers in dem Buche erläutert war, und Gianni ließ Nello nach den angeführten konzentrischen Kreisen und den mit strengster Genauigkeit gegebenen Beschreibungen eine Menge veralteter Tricks ausführen: es machte den Brüdern Spaß, zu ihrem Metier zu greifen und einmal ein Stündchen in der Weise zu arbeiten, wie die Gymnastiker vor mehr als zweihundert Jahren es taten.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergang.

Von Stefan Großmann - Wien.

Die Leute halten den Herrn kaiserlichen Rat Reichenberger für Gottweih was für einen Bibeur oder Genußling, weil er sich auf der Straße hinter jedem schlanken Weibsbild umdreht. Er geht an jedem Nachmittag nach Bureauausfluß (und der Herr kaiserliche Rat schließt schon sehr früh am Nachmittag sein Bureau) langsam, behaglich, im Pelz oder im Sommerjacket durch die belebtesten Straßen. Zwei Stunden mindestens bummelt er so ganz ziellos durch die Stadt. Er ist durchdrungen davon, daß er diesen paar Stunden im Freien seine lustigen roten Baden verdankt, die ihm ein ganz lebensfrohes Gesicht geben, namentlich seit der Baden-bart vom Hellblonden ins Silberweiße übergeht. Ein so alter Spaziergänger fühlt sich auf der Straße gewissermaßen zu Hause. Die Kutscher grüßen Herrn Reichenberger, trotzdem der kaiserliche Rat noch nie einen Mietwagen benutzt hat. Die Kolotten, die ihm als ebenso regelmäßigen Spaziergänger jeden Tag begegnen, lächeln ihn an, trotzdem er immer an ihnen vorübergegangen ist, freilich mit einem freundlichen Blick des Wohlgefallens für die jungen, ungeschminkten, nicht so grellen auch unter diesen Weibsbildern. An Sommertagen stehen die Besitzer der Geschäftsläden gelangweilt vor den Türen und sind sehr geehrt, wenn der Herr kaiserliche Rat im Vorbeigehen ein paar nette Worte an sie richtet. Dann fragt der Jeweiler nach dem Befinden des Herrn Reichenberger selbst. Die zweite Frage gilt gewöhnlich dem ältesten Sohn des kaiserlichen Rates, der als Militärarzt in Bosnien steht, die dritte Frage gilt dem jüngsten Herrn Reichenberger, dem, der heuer im Sommer die Matura bestanden hat.

An den ersten lauen Frühlingstagen kommt es vor, daß die Spaziergänge des Herrn kaiserlichen Rates drei und vier Stunden dauern. Einmal ist er im vorigen März auf der Straße mit einem blutjungen Schuhmachermädel, das eine enorm große Schachtel am mageren Arm hängen hatte, ins Gespräch gekommen und ist mit der amüsanten Kleinen bis nach Döbling gewandert. Die Idioten und Philister meinen, daß der alte Herr so einem jungen Mädel allerhand ungehörige und unverständige Geschichten erzählt, um so sich und ihm die Zeit zu vertreiben. In Wirklichkeit stellt er nur geschickt ein oder die andere menschliche Frage. Man kommt unversehens ins Wäldern. Herr Reichenberger fragt gemütlich mit dem stillen Humor, den nur gute alte Leute haben, was denn heute Mittag zu essen am Tisch gestanden sei. Ganz von selbst ergibt sich dann das Geständnis, daß Fleisch nur zweimal in der Woche des Schuhmachermädels auf den Tisch kommt, weil sechs Geschwister noch da sind, viere noch in der Schule, die zwei größeren Mädels schon in der Arbeit. Abends ist immer nur Butterbrot und höchstens, wenns kalt ist, Tee dazu. Aber nach dem Nachtmahl, da sitzen alle um den Tisch herum, die sieben Geschwister und der Vater (die Mutter ist meistens müde und schlafen gegangen) und dann liebt der Gustav, der Bub, der in die Gewerbeschul' geht, oft vor. Entweder den Roman aus der Zeitung oder aus einem Buch, das er vom Verein hat. Manchmal, klagt das Schuhmachermädel, werden leider den ganzen Abend nur Wize gemacht.

Der kaiserliche Rat geht daneben und hört dem frohen Kind zu. Wenn er abends auf der Straße stände und wie ein Gassenjunge durchs Fenster in die Parterrewohnung hineinguckte, wo die sieben Geschwister mit dem Vater nach dem Nachtmahl sitzen und über dumme Wize lachen, dann könnte er die Leute nicht deutlicher vor sich sehen als jetzt, während die schlanke Kleine schwätzt und schwätzt . . .

Damals ist Herr Reichenberger bis nach Döbling mitmarschiert, so viel Spaß hat ihm das sorglose Geplauder des Schuhmachermädels bereitet. Ein anderes Mal hat er auf der Straße ein richtiges Onkelverhältnis mit einem sechsjährigen Jungen angefangen, der aus purer Ausgelassenheit den großen alten Herren plötzlich von rückwärts angefaßt hatte, um ihn mit seinen Kinderhändchen vorwärts zu schieben. Im ersten Moment hatte sich Herr Reichenberger zornig umgedreht, denn nichts ist ihm so verhasst als auf der Straße gestoßen oder gedrängt zu werden. Da trabelte der Knirps aber schon ganz froh zwischen seinen Beinen. Die alte Frau, der der Bub entwichen war, entschuldigte sich viele Male: „Rein, so eine Redheit. Bart' nur, Kandi, Du wirst es zu Hause kriegen“. Weil das ein bißchen drohend klang, nahm sich der kaiserliche Rat des Jungen an, holte ihn mit einem geschickten Griff aus dem Versteck im Pelz herauf, nahm den Jungen an der Hand und kam natürlich bald in ein ganz vertieftes Gespräch über

die Dummheit der Lehrer, über die Güte von gebratenen Äpfeln und über die Schönheit von Glaskugeln. Der Herr kaiserliche Rat hat dann mit dem Jungen zusammen in einem Baden lütblaue, grüngelbe und graurote Glaskugeln von verschiedener Größe aus-gesucht, die musterhaft glatt geschliffen waren und in ihrer leuchtenden Biegsamkeit ganz wunderbar schnell über den Fußboden rollten. Herr Reichenberger ist an diesem Abend um ein-einhalb Stunden später als sonst nach Hause gekommen. Aber die roten Baden in seinem frischen Greisengesicht waren an diesem Abend noch fröhlicher rot.

Heute abend hat den Herrn kaiserlichen Rat ein merkwürdig glühender Abendhimmel verführt. Die Sonne war gesunken, aber sie färbte im Untergange noch den Horizont. Ganz hell, beinahe zitronengelb im Osten, durchsichtig graublau im Westen, schimmerte ein dicht aneinandergesfügtes Heer von stodigen Schäfchenwolken im zartesten Orange mitten am Himmel. Aber immer wieder schnitten die klöbigen Umrisse der Zinsfasernen das leuchtende Himmelsbild auseinander, dort, wo es am leuchtendsten war. Herr Reichenberger ging und ging, einer Richtung entgegen, einem Ort zu, wo die Aussicht frei war. Er hatte es eilig, denn er fürchtete, es werde ganz Abend geworden sein, ehe er seinen vor-örtlichen Aussichtspunkt erreichen werde. Das Zitronengelb am Himmel wurde schon dünner, das Graublau dichter und nächtlicher und die orangefarbenen Schäfchen wurden allmählich weiß. Das ist ein Grund zur Eile. Aber als hätte der leuchtende Herbstabend alle Leute auf die Straße getrieben, alle Gassen waren voll mit Menschen und natürlich mit Leuten, die nur im Weg standen, die in festgefügte Gruppen die Wege versperrten oder, Arm in Arm, die Breite des Trottoirs besetzten. Freilich, man war schon in der Vorstadt, nach Feierabend. Niemals hat der Herr kaiserliche Rat so oft ausweichen müssen, niemals sind so viel Menschen in ihn hineingeraten, niemals war ein so unangenehmes Gedränge wie an diesem Abend mit dem leuchtenden Unergange.

Er erreichte den Aussichtspunkt nicht mehr. Es wäre zu spät geworden, er fühlte sich ein klein wenig matt und kehrte um. Wie Herr Reichenberger durch die Hauptstraße des achtzehnten Bezirkes wanderte, da fiel es ihm auf, wie viel um ihn herum gelacht wurde. Er selber konnte die Ursache dieses freundlichen oder spöttischen Gelächters nicht sein, ihn schaute niemand an, seinetwegen drehten sich die Frauenzimmer nicht um, seinetwegen blieben sie nicht stehen, ihm sahen sie nicht nach. Sofort mußte erforscht werden, was los war. Und da entdeckte er plötzlich sechs Schritte vor sich . . . er war starr vor Staunen . . . seinen jüngsten Sohn, der, der im Sommer die Matura gemacht hatte, Arm in Arm mit einem Mädchen. Die Weiden gingen daher, wie nur ganz junge Menschen auf der Straße gehen können, total versunken in-einander, ohne eine Spur von Erinnerung, daß ihnen die ganze Welt zusah. Die Leute mußten wirklich stehen bleiben. Der junge Kerl sprach und sprach in das siebzehnjährige Mädel hinein und das Mädel sicherte eine Zeitlang halblaut vor sich hin, bis sie mit einem klingenden Gelächter nicht länger haushalten konnte. Aber der Wunsch (der übrigens die frischroten Baden seines Vaters hatte) sagte das Mädchen unterm Arm, ganz dicht unter der Schulter, an einer sehr innigen Stelle, und redete um so erhiteter auf sie los. Niemanden schaute das Mädchen an, ihre lachenden Augen verankerten im Anblick des schlanken Jungen neben ihr . . .

Die Weiber blieben stehen, wenn das Paar vorüberkam. Je älter die Weiber waren, desto unverständiger fanden sie diese . . . man kann's nicht anders nennen . . . diese nackte Liebespromenade. Männer kamen vorbei und verzogen die Mäuler zu ganz infamen Gelächtern. Gassenjungen auf dem Fahrweg saßen sich unterm Arm, neigten einander parodistisch-zärtlich die Köpfe zu, schlugen sie frachend aneinander und übertrieben schwabend das intimste Getuschel.

Das Paar ging weiter durch das Gewühl und sah sich an. Der Herr kaiserliche Rat kam ganz nahe. Er konnte die bei aller Heiterkeit zitternde Stimme seines Jungen hören, er konnte mitten im Lachen des Mädchens einen großen und ersten Blick gewahren, der seinem werdenden Sohn galt. Herr Reichenberger blieb zurück, um keinen Preis hätte er hier horchen oder auch nur auffaugen wollen, was hier leicht zu erfassen war.

Das Mädchen hatte jetzt ihren Arm aus seiner Hand lösen wollen.

Da fing der Vater einen Blick des Sohnes auf, einen Blick aus so ernsten, so strahlenden, so hehentlichen Augen und dann — ein kurzes Augenschließen des Mädchens, ein gutes banges Liderrufen . . .

Der Arm des Mädchens blieb weiter in der Hand des Jünglings.

Nichts als diesen Augenblick des Liderrufens hatte der Vater gesehen (vielleicht auch noch den schwebenden Schritt des Mädchens wahrgenommen) und plötzlich rief es in ihm „Ja“ zum Willen des Sohnes. Ein feierlicher Wunsch regte sich in dem Vater. Etwas, das er zu sagen oder zu gebärden nie gewagt hatte, ein Segen . . .

Ganz nah hält sich der Herr kaiserliche Rat zu dem jungen Paar. Dann treibt ihn sogleich wieder die Angst, zu nah zu sein, zurück, so daß er seine Kinder fast aus den Augen verliert. Bald ist er so froh gelaunt, daß er Lust bekommt, das Paar anzusprechen, dem lieben Mädchen freundlich in die Augen zu sehen und ihm zu sagen: Ich sage ja zu Euch, ja! ja! Im nächsten Moment fürchtet er sich vor seiner blödsinnigen Gutmütigkeit, die dem Sohn viel-

leicht ein sehr nettes erstes Abenteuer für ewig an den Hals hängen könnte. Plötzlich fällt ihm ein, daß der Junge nicht einmal Geld genug bei sich hat, um Weiden ein Nachtmahl zu kaufen. Dann lacht er über sich selbst, daß er den jungen Leuten jetzt Nahrungs-sorgen zumuten konnte.

Aber wenn jetzt ein neidisches Weibsbild stehen bleibt und die jungen Leute begafft, wird der kaiserliche Rat wütend. Dann geht er, scheinbar ahnungslos, von der entgegengesetzten Seite auf die Gasserin los, tritt ihr wie unterirdisch gräßlich auf die Fehen, entschuldigt sich ganz ergeben und lacht beglückt in sich hinein, wenn die blöde Gasserin ihre Aufmerksamkeit sogleich ihrer schwer verletzten Fehle zuwendet. Den Gassenjungen, die das Paar höhrend kopieren, kann er glücklicherweise ein bißchen Zunderwert anbieten, das er immer im Ueberrock trägt. Mit ein paar Hellern vertreibt er sie ganz. Mannsleute, die mit insamem Lächeln an den Kindern vorbeigehen, höcht der kaiserliche Rat, wenn die Leute stehen bleiben und wenn das Lächeln gar zu eilig ist, unbarmherzig zur Seite, natürlich mit der allerhöflichsten Bitte um Verzeihung . . .

So geht der Vater hinter seinem Sohn und der, die zu seinem Sohn gehört. Ohne daß es irgend wer bemerkt, schafft er die Gasser und Reider und Laufjungen beiseite, bedrängt still und schügend alle, die die Verfunkenen wecken könnten.

Das Hellgelb, das Grünblau, das Orangerot erlischt am Himmel. Es wird sehr dunkel.

Da biegt der kaiserliche Rat in eine lange, schlecht beleuchtete Gasse ein und geht sehr nachdenklich, ganz allein, den leeren Weg weiter.

Warum spielen die Kinder so gern?

DBK

Um eine gute Antwort wird wohl kaum jemand verlegen sein: sie spielen, weil es ihnen Vergnügen macht. Und damit ist so ziemlich das Richtige getroffen.

Was es aber ist, das diese Spielstunde und die Spielstimmung herbortreibt, diese Frage ist schon schwieriger zu beantworten. Schon Herbert Spencer, Schiller, Fröbel, Lagarias haben sich damit beschäftigt. Auch in neuester Zeit hat die Wissenschaft sich wieder eingehend mit dem Spielproblem befaßt und jene Frage in an-nähernd erschöpfender Weise beantwortet. Konrad Lange (Das Wesen der Kunst, Berlin 1901) begründet den Genuß am Spiel und an der Kunst mit der Lehre von der bewußten Selbsttäuschung als Ergänzung des Lebens. Karl Groos (Die Spiele der Tiere, Jena 1896 — Die Spiele der Menschen, Jena 1899) löst in einem grundlegenden Werte das Problem vom naturwissenschaftlichen, entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte, vom menschlichen Trieb-leben aus.

Wir wollen hier alle gelehrten Auseinandersetzungen beiseite lassen und die Frage von den Erfahrungen und Beobachtungen des täglichen Lebens aus zu beantworten suchen. Peter Rosegger erzählt in einem seiner Bücher von den Spielsachen seiner Wald-bauernbubenkindheit (Allerhand Spielzeug). Sein Hauptspielzeug war lange Zeit das Papier. Er benutzte besonders die Einwickelung und die langen Zettel von den Arzneiflaschen, die der kränkliche Vater von der Wotenfrau öfter aus der Stadtapotheke holen ließ. Reider ließ sich der kleine Peter von seinem Spielkameraden so weit hinreißen, daß er nicht bloß das Steuerquittungsbüchel des Vaters zerschchnitt, sondern auch das Gebetbuch der frommen Magd. Aus dem Papier schnitt der Bub einmal die Weltstadt Paris aus und stellte die fertigen Häuser fein säuberlich auf den Tisch. Aber die Stadt mußte auch bevölkert werden. Da positierte er um das königsschloß große Stachelbeeren, das waren die Soldaten. In den Gassen aber wimmelte es von schönen Frauen — roten Preisel-beeren — und Männern — blauen Heidelbeeren —. Wie Peter lange genug damit gespielt hatte, ließ er über die abgöttische Stadt einen gewaltigen Sturmwind kommen. Er blies ihn mit vollen Baden so stark, daß die Häuser zu Duhenden einstürzten. Nun wurde Paris neu aufgebaut. Endlich ließ Peter die Weltstadt durch eine Feuersbrunst ehend zugrunde gehen.

Er hat also nicht bloß mit seinen Häusern, Mauern und Schloßern gespielt, er hat sie auch geschaffen und wieder zugrunde gehen lassen. Das wäre auch mit der allerhöflichsten Stadt aus dem Spielwarenladen nicht möglich gewesen. Außerdem hätte es da bei weitem keine so prächtigen Häuser und Schloßer gegeben, als sie der Knabe mittels seiner Phantasie hinter den einfachen Spielsymbolen aus Papier sah. Denn: „An reicher Wirklichkeit verarmt und wehlt die Phantasie“ (Jean Paul).

Das Spiel mit so einfachen Rohmaterialien — Papier, Puppe, Hölzchen, Stäbchen, Zwirnrollen, Wäschelkammern, Korzen, Schwedenschachteln, Lehm usw. — ist außerordentlich anregend für das Kind. Zu dem Reiz des Spielens mit der fertigen Sache kommt der ebenso große Reiz des Hervorbringens, Schaffens, Gestaltens, „Ursacheseins“. Nicht bloß die Fertigkeit der Hand, der spekulative Verstand, die Anschauungskraft, der Formen- und Farbensinn werden dabei geübt und gebildet, sondern auch die Phantasie hat den allerweirtesten Spielraum zu schöpferischer Entfaltung.

Diese schöpferische Phantasie ist es, die das Kind aus der wirklichen Welt in eine viel schönere, erdichtete, exträumte ver-setzt; sie ist es, die alle Dinge abändert, umdeutet, umschafft, be-

seelt, belebt und immer Neues hervorbringt. Salis und Bronelis (in Kellers Meisternovelle Romeo und Julia auf dem Dorfe) Puppentorso ist erst ein Kind, das im Wagen spazierengefahren wird. Dann wird die Puppe zur Königin auf ihrem Düseltzyron. Nun dient sie wieder als Zielscheibe für Salis' Schießversuche, dann als Fangball und endlich als Studienobjekt für den Forschertrieb der Kinder. Wie die Puppe dahin ist, bemächtigt sich die Phantasie des Puppenkopfes. Er dient erst als Topf für die dem Puppen-balg entströmende Kleie, dann als Käfig für eine große Drumm-fliege, zuletzt wird er als Sarg in die Erde verjett.

Dieses Umdenken, Umschaffen, Umdichten der Wirklichkeit in Illusionen ist es, was beim Spiel das größte Interesse erregt, das höchste Lustgefühl hervorruft.

Darum spielt das Kind so gern mit der Fußbant, weil sie der Einbildungskraft so viele Anknüpfungspunkte bietet. Sie ist nicht bloß Wagen, Schiff, Rutschbock, Kaufmannsladen, Pferdewall, sondern auch Vierlasten, Photographenlasten oder Schild beim Kampfspiel. — Darum spielt das Kind so gern mit dem Bau-tasten, weil die Möglichkeit, seinen Teilen verschiedene Formen und Zwecke zu geben, fast ebenso uner-schöpflich ist wie die kindliche Phantasie. — Darum stellt das Kind mechanische Spielsachen, bei denen es sich mit Aufziehen und Zuschauen begnügen muß, die keinen Wechsel gestatten, die seinen Händen, seinem Geiste, seiner Phantasie so wenig zu tun geben, gar bald wieder achtlos in die Ecke oder es löst sie in ihre Teile auf. — Darans erklärt sich auch die unwiderstehliche Anziehungskraft, die das Wasser, der Sand-baufen, der Lehm auf das Kind ausüben. Alle diese Dinge engen die Phantasie nicht ein, sondern lassen ihr den weitesten Spielraum, geben ihr Gelegenheit zu mannigfaltigster Betätigung.

Es gibt im Leben des Kindes keine einzige Betätigung, bei der alle seine Kräfte und Anlagen so vielseitig und so stark ent-wickelt und geübt werden, als beim Spiel.

Die Herzenshingabe des Kindes ans Spiel erklärt sich aber auch aus einer anderen Tatsache: Das Kind hat auch deshalb einen so großen Genuß am Spiel, weil es schaffender Künstler und schauendes Publikum in einer Person ist, weil es Schaffen-sfreude und Schaulust zu gleicher Zeit empfinden kann. Und wegen dieser starken Lust, wegen der gesteigerten Kraft- und Lebensgefühle, die das Spiel begleiten, führt das Kind die Selbsttäuschung so gern, so oft als möglich, bewußt und vollkommen willkürlich herbei.

Endlich dient zur Beantwortung unserer Frage noch ein Drittes: Das Spiel beruht auf zwei treibenden Mächten und Willensquellen, die bei keinem anderen Tun, nicht einmal immer bei geistigem und künstlerischem Schaffen, in so hohem Maße wirksam sind: auf Freiheit und Reizung. Weil sich beim Spiel alle Kräfte entfalten, weil das Kind sich ihrer bewußt wird, weil da-durch alle Lebensgefühle heraufgestimmt, gesteigert und gefördert werden, darum ist das Spiel eine der allerwichtigsten Lebensäußerungen im Kindesalter. Es ist der Ausdruck einer gesunden körperlichen und geistigen Entwicklung. Kranke und schwache Kinder verschmähen das Spiel, idiotische bleiben auf einer niedrigen Stufe des Spieles stehen; beim kranken Kinde ist die erwachende Lust am Spiel nicht selten ein Zeichen erwachender Kraft, ein Zeichen der Genesung.

Alles Spiel beruht auf mächtigen Trieben und Instin-ten. Schiller und andere Forscher nahmen einen ganz beson-deren, den Spieltrieb an. Jetzt wissen wir, daß bei der Entstehung und beim Vollzug des Spieles fast alle Triebe — der Nach-ahmungs-, Bewegungs-, Geselligkeits-, Kampf- und Selbsterhal-tungstrieb, sogar der Hunger und die Liebe — beteiligt sind. Das Spiel ist für die innere und äußere Entwicklung des Kindes fast ebenso wichtig wie Atmung und Ernährung, Ruhe und Bewegung. Am Spieles übt und entwickelt das junge Tier zuerst seine Glieder, seine Sinne und Instinkte, alle seine Kräfte, die es später, wenn es der Pflege und dem Schutze der Mutter entwachsen ist, im Kampfe ums Dasein braucht. Auch für das Kind ist das Spiel Lebensbedingung, Lebensinhalt, Lebenszweck; beim Erwachsenen tritt an seine Stelle die Arbeit.

Warum spielen die Kinder so gern? Die zusammenfassende Antwort lautet: Weil das Spiel ein fast un-gemeintes Sich-ausleben der Kindesnatur ermöglicht; alle Kräfte, vor allem die schöpferische Phantasie können sich dabei so frei ent-falten wie bei keiner einzigen anderen Betätigung; — weil das Spiel deshalb von den stärksten Lustgefühlen begleitet ist, durch die alle anderen Lebensgefühle und Lebenskräfte heraufgestimmt und gesteigert werden; — weil das Spiel auf zwei der wirksamsten Willensquellen und Schaffensbedingungen beruht: auf Freiheit und Reizung; — weil das Kind beim Spieles — wenn auch un-bewußt — einem mächtigen inneren Drange, geheimnisvollen Trieben und Instinkten folgt.

Ueber das Spiel herrschen noch allenthalben eine Menge von Vorurteilen; es gilt noch heute vielfach als Gegensatz zu „Ernst“, „Bernen“, „Arbeit“. Aber das Spiel ist nicht bloß Zeitvertreib, Tandelei, Erholung, Genuß, es ist ein Schaffen, bei dem alle Kräfte des Leibes und der Seele lebendig werden. Noch heute be-gnügt man nicht selten der Meinung, das Spiel sei etwas, was man wohl dem Kleinen Kinde gewähren, dem größeren aber nach und nach abgewöhnen müsse. Das ist grundfalsch! Laßt die Kinder spielen, soviel sie wollen, auch die größeren, so lange sie dabei ihre Pflichten in Haus und Schule nicht zu sehr vernach-lässigen. Neben ihnen muß noch Raum genug fürs Spiel sein, und wo keine Zeit dafür vorhanden ist, muß sie geschaffen werden.

Wir fördern damit nur die Körperliche und geistige Gesundheit des Kindes.

Es gibt in den unteren Schichten unseres Volkes noch viele Kinder, denen keine Zeit fürs Spiel gegönnt wird, die von geschäftigen Eltern oder auch durch wirkliche Not von zarterer Jugend an ins harte Joch der Arbeit gespannt werden. Einer solchen Kindheit fehlt die Sonne, solche Kinder durchleben eine Jugend ohne Licht und Wärme, und wertvolle Kräfte und Anlagen verkümmern elend, die unter besseren Verhältnissen zur Entfaltung gekommen wären.

Kleines feuilleton.

Ein alter Theaterzettel. Die heutigen Theaterzettel sind im allgemeinen recht schweigsamer Natur. Nur den Titel des Stückes, den Namen des Verfassers, die Gattung des Stückes, die Zahl der Akte, den Schauplatz und die Zeit der Handlung geben sie an, und als Hauptteil folgt das Verzeichnis der Personen des Stückes und, was für viele der modernen Theaterbesucher das wichtigste ist, die Namen der Darsteller. Den Inhalt schon aufgeführter Stücke kennt das gebildete Publikum, und von dem zum erstenmal in Szene gehenden erzählt ihm die Zeitung vorher alles Nötige, auch Interessantes von dem Dichter. Anders war es mit dem Theaterzettel früherer Zeiten; der war nicht ein Blatt Papier, sondern bot eine ganze Abhandlung, die ausführlich und oft mit moralischen Sentenzen den Inhalt des ganzen Stückes vorkührte. So auch der Zettel, den Anton Schloßar in seinem Aufsatz über „Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in Steiermark“ von einer Aufführung in Graz im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mitteilt. Er beginnt folgendermaßen: „Mit Quädigster Erlaubnis einer Hochlöbl. L. O. Regierung und Hofk. Cammer — Wird heute Samstags eine unergleichliche Seltun vorgefihlet werden — Betitult: Der Große Christoph oder Der größte Herr der Welt gesucht und gefunden durch den Heubnischen Mephadum, hernach genannt Christophorus. — Agierende Personen, Cosroy König von Persien, Jachroy dessen Sohn. Clariena dessen Tochter. Gothofrid von Bouillon, Christlicher König von Jerusalem. Mephabus, hernach Christophorus, ein freitwahrer Ritter. Hans-Wurst dessen Diener. Geracelus römischer Kayser. Ein Eremit. Plato. Proserpina. Vinds (Macht) 2 Höllische Geister. Persische Soldaten, Römische Soldaten.“ Und nun kommt der „Prologus.“ Stellet vor den schlafenden Mephadum, welchem sein künstiges Verhängnis geweissagt wird. Lucifer mit seinem Anhang berathschlagen, wie Couby zu verführen — und die Christenheit zu verfolgen siehe.“ Der „Actus I.“ Stellet vor den Triumph des Königs in Persien Cosroy über den gefangenen Christlichen König Gothofrid von Bouillon, dessen graulame Verfolgung gegen die Christen und ungerneine Anstalt dieselbigen aufzuwotten; Mephabus wegen der ihm geschehenen Propheceung will sich in die Fremde begeben, den größten Herrn der Welt zu suchen; Hans-Wurst mit curieller Neugiertheit wird zum Reih-Gefährten angenommen“. . . Und so geht es noch ausführlicher durch den Actus II und Actus III, an dessen Schluß „Cosroy wegen seiner Gotteslästerungen vom Bißge berührt wird.“ Und so weih dem ein hoher Adel und ein wohlthätliches Publikum, welcher großen Dinge es sich zu gewärtigen hat.

Hygienisches.

Das Meissen des Fleisches. Auf eine wichtige, bei und indessen zumeist ganz ungenügend beachtete Bedingung der Schmackhaftigkeit und Wohlgeschmlichkeit des Fleisches hat soeben in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ Prof. Dr. Osterlag (Berlin) aufmerksam gemacht. Diese Bedingung besteht darin, daß man das zum Gebrauch bestimmte Fleisch einige Zeit nach der Schlachtung „austreiben“, d. h. jene Vorgänge und Veränderungen in demselben ungestört ablaufen läßt, von denen die vollständige Tafelfeise des Fleisches abhängt. Frisch geschlachtetes Fleisch ist bekanntlich für die üblichen Zubereitungsarten des Kochens und Bratens ungeeignet, daher denn eine gute Hausfrau stets „altgeschlachtetes“ oder „abgehangenes“ Fleisch verlangt; es treten nämlich in dem geschlachteten Fleische eine Reihe von Vorgänge und Veränderungen, insbesondere eine natürliche Säuerung durch die Bildung von Fleischmilchsäure und eine Erweichung des Muskelgewebes durch Fermente ein, die die ursprüngliche Fähigkeit des Fleisches aufheben und erst eigentlich dessen Zubereitungsfähigkeit und Verdaulichkeit bedingen. Diese Lockerung des Fleisches wird um so größer, je länger Fleischmilchsäure und Fermente auf das Fleisch einwirken; diese Wirkung — Autolyse — ist am dritten Tage schon deutlich bemerkbar, darf aber unter gewöhnlichen Bedingungen nicht länger als 4-8 Tage andauern, weil sonst das Fleisch in Fäulnis übergehen würde. Allerdings ist aber dann auch der Vorgang der „Autolyse“ des Fleisches noch nicht abgeschlossen und darum die volle Tafelfeise desselben nicht erzielt. Will man diese erzielen, so muß vielmehr das Fleisch zwischen Schlachtung und Zubereitung etwa zwei Wochen im Kühlhause aufbewahrt werden. Dann wird das Fleisch nicht nur beim Kochen und Braten viel schneller gar, sondern es wird so zart, locker und saftig, daß es einem fast auf der Zunge zergeht und den wahren „Hochgeschmack“ — nicht den falschen und gesundheitsgefährlichen „haut goût“ der Fäulnis — besitzt, der es zum Genuß der Feinschmecker und zu-

gleich erst richtig verdaulich und bekömmlich macht. Für Hochfleisch ist diese völlige Tafelfeise allenfalls noch entbehrlich, weil hier die dem Fleisch anhaftende Zähigkeit durch längeres Kochenlassen beseitigt werden kann; anders ist es schon beim Braten, und unbedingt nötig ist dieselbe für die Art der Zubereitung, die man bei uns als „englisch“ bezeichnet. Diese Bezeichnung ist allerdings durchaus falsch; denn das echte englische Steak ist nicht das leicht angebratene Fleischstück mit zähem, bluttriefendem Inhalt, das man bei uns unter diesem Namen erhält, sondern es ist vor der Zubereitung in der beschriebenen Weise behandelt und darum durch kurze Erhitzung zu einer garen, schmackhaften Speise geworden. Wie in England und fast noch mehr als dort wird auch in Amerika von den Großschlächtereien fast nur ausgereiftes Fleisch in den Handel gebracht, und daher erklärt es sich z. B., warum man in den amerikanischen Gasthöfen und Restaurants nicht die bei uns nötigen scharfen Messer, sondern eine Art Obstmesser mit ziemlich stumpfen Klingen auch zum Fleisch erhält, mit denen sich dieses dann auch mühelos zerlegen läßt. Es wäre sicher zu wünschen, daß man diese Erfahrungen auch bei uns nutzbar machte und nicht bloß das Wildbret, sondern auch das übrige auf den Tisch kommende Fleisch so zu behandeln, daß es den höchsten Grad von Bekömmlichkeit und Wohlgeschmack erhält.

Humoristisches.

— Antler-Marterl.

Ein Antler liegt begraben hier,
O Wandrer danke Gott mit mir;
Gätt's ihm den Garauß nicht gemacht,
Gätt' er vielleicht uns umgebracht!

— Verständnissvoller Dvergenuß. Frau A. besucht mit ihrem Gatten eine Aufführung der „Götterdämmerung“ in der Hofoper; ohne einen Blick auf die Bühne zu werfen, liest sie eifrig im Textbuch, klappt nach dem Schluß des zweiten Aktes das Buch zu, stößt ihren Mann an und sagt: „Komm, Alter, wir gehen, ich bin fertig mit lesen.“

— Salgenhumor. „Nun, was für einen letzten Wunsch hätten Sie zu äußern?“ Delinquent: „Ich möchte die letzte Aufführung der „Lustigen Witwe“ erleben.“ (Neggendorfer Blätter.)

Notizen.

— Die Puppenspiele werden am Sonnabend, den 7. Dezember cr., abends 8 Uhr, im oberen Saale der Sezeßion, Kurfürstendamm 208/209, eröffnet. Ihre Kraussführung erleben fünf Stücke von Paul Scheerbart.

— Theaterchronik. Die Wiener Freie Volkshöhne unternahm ein Experiment, das von Erfolg gekrönt war, indem sie des Norwegers Ajaer ganz auf Stimmung und Gefühlswesen gestellte Schauspiel „Der Tag der Rechenchaft“ im Theater in der Josephystadt aufführte. — Eugen d'Alberts jüngste Oper „Tragalbaba“ erzielte im Hamburger Stadt-Theater einen Achtungserfolg. Das Textbuch behandelt nach dem Drama Vacqueries, das Rudolf Lothar frei bearbeitet hat, eine spanische Gläubritteraffäre mit grotesk-satirischen Einschlägen.

— Ein Nationaldenkmal für Dante in Rom. Wie aus Rom gemeldet wird, hat Alfredo Vaccelli gemeinschaftlich mit 120 Abgeordneten ein Gesetz vorge schlagen, das die Errichtung eines Nationaldenkmals für den Dichter der „Göttlichen Komödie“ in Rom vorstelt. Eine Summe von zwei Millionen Lire, auf die Jahre 1908-1911 verteilt, soll in den Etat eingestellt werden. Zwei Monate nach Annahme des Gesetzes soll bereits die feierliche Einweihung stattfinden. — Rom hat bereits ein modernes Konfessionsdenkmal, das freilich nie fertig wird — das Nationaldenkmal Viktor Emanuels, das das ganze antike Rom durch seine pathetische Barbarei verhandelt. Warum Dantes Namen zu einem ähnlichen Vandalismus mißbrauchen?

— Stanislaus Wyspianski, der bedeutendste Dichter der jungpolnischen Schule, ist in Warschau gestorben. Die „Wiener Arbeiterzeitung“ rühmt ihm nach: Mit Wyspianski ist einer der stärksten Geister Jung-Polens gestorben. Wyspianski — das ist die Synthese der Leiden der jüngsten polnischen Generation, die sich nach Freiheit sehnte, seine Idee, das Wesen seiner Dramen, ist die Erlösung der polnischen Nation. Seine ersten Werke blieben ohne größeren Eindruck — so sehr war ihr Inhalt und ihre Form anders, als die literarische moderne Richtung es verlangte —, erst seine Dramen: „Hochzeitfeier“ und „Erlösung“ rüttelten ihn in den Bodtgrund. Was ihn besonders dem polnischen sozialistischen Proletariat näher und treuer macht, ist der Gedanke, den er in seiner „Erlösung“ entwickelt, wo der Geld dieser dramatischen Dichtung — Konrad — in der Arbeiterklasse die Klasse steht, die die Mission der Erlösung Polens aus der Anthschaft erfüllt.

Der im Jahre 1869 geborene Dichter war auch als Maler von hervorragender Eigenart: Der Krakauer Gemeinderat beschloß ein Zeichenbegängnis auf Gemeindelosten und die Beisetzung im „Grabe der Berühmten“.